



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Der Anitquar

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

herum aufmarschiert sein. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß auch eine aktivere Politik in Persien wesentlich an Ausichten und damit an Wahrscheinlichkeit durch die unmittelbare Landverbindung gewonnen hat. Von diesem Standpunkte betrachtet, ist die neue Eisenbahn entschieden ein großartiges Unternehmen weitsichtiger Eisenbahn- und Kolonialpolitik; ihre beschleunigte Fertigstellung, jedenfalls eine Folge der während des japanischen Krieges in Innerasien sich gefährlich anlassenden Lage, ist vielleicht die Ursache gewesen, die englische Politik von feindseligen Schritten dort abzuhalten.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus



Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Reichenbachs Hof — so wollen wir ihn nach einem seiner frühern Besitzer nennen, obgleich er heute einen andern Namen trägt — ein bescheidenes Lädchen die Aufmerksamkeit aller Passanten auf sich lenkte, die für alte Bücher, stockflechtige Kupferstiche, Reliquien aus der Völkerschlacht und Münzen jedes Gepräges ein wärmer empfindendes Herz hatten. Obgleich der Hof in der innern Stadt lag und hüben wie drüben auf sehr belebte Straßen mündete, war er doch nicht, wie so viele andre seinesgleichen, eine richtige Verkehrsader, und es betrat ihn eigentlich nur, wer in einem der zahlreichen Gemölbe geschäftlich zu tun hatte. So kam es, daß in dem engen, von hohen Gebäuden über Gebühr verfinsterten Durchgang gewöhnlich eine wohlthätige Stille herrschte, die zu dem Bücherlädchen, seinem verstaubten Inhalt und nicht zum wenigsten zu dem Besitzer dieser Herrlichkeiten vortrefflich paßte.

Her Polykarp Seyler, der Antiquar, liebte es auch nicht sonderlich, wenn diese Stille, die recht eigentlich sein Lebenselement war, durch den Besuch eines Kunden unterbrochen wurde. Denn die Kunden kamen in der Regel mit der ausgesprochenen Absicht, ihm mit ihrem schönsten Gelde den einen oder den andern seiner in Pergament, Halbfranz, Leinwand oder Pappe gekleideten Lieblinge abspenstig zu machen. Von diesen vermochte er sich nur mit schwerem Herzen zu trennen, denn entweder hatte er sie schon gelesen: dann waren sie ihm vertraute Freunde geworden, mit denen er sich innerlich verwachsen fühlte, oder er hatte sie noch nicht gelesen: dann fiel ihm der Abschied von ihnen doppelt schwer, denn er war überzeugt, daß sie ihm so manches anzuvertrauen hätten, und daß es lieblos sei, sie wieder aus seiner Obhut zu entlassen, ohne ihnen zuvor Gehör geschenkt zu haben. Der Handelsgeist, den man bei einem Händler, und wenn es auch ein Händler mit Büchern ist, voraussetzen sollte, war Polykarp Seyler durchaus fremd. Er betrachtete sein Lädchen als seine Bibliothek, und die Bücher, die er darin aufgestapelt hatte, schienen ihm weit mehr dazu bestimmt zu sein, den Schatz seines Wissens als seine Kasse zu füllen. Diese etwas seltsame Auffassung seines Berufs wird nur verständlich, wenn man bedenkt, daß unser Freund von Haus aus kein Buchhändler, sondern klassischer Philologe gewesen war. Aber das Schiffslein, das ihn mit vollen Segeln auf das hohe Meer der Wissenschaft hatte tragen sollen,

war an der Klippe mangelnder pädagogischer Begabung gescheitert und lech, mit gebrochnem Mast, in den Nothafen des Antiquariatsbuchhandels eingelaufen. Auch hier waren dem Schiffbrüchigen keine Erfolge beschieden gewesen, und so war er schließlich bei einem Geschäftsbetriebe angelangt, den man eigentlich nur als Büchertrüdel bezeichnen konnte. Seyler selbst empfand diesen Niedergang nicht, denn seit er keine Kataloge mehr herausgab, hatte er Zeit zum Lesen in Hülle und Fülle, und das war für ihn die Hauptsache. Desto mehr litt unter dem Wandel der Verhältnisse seine Nichte Käthchen, eine hübsche Brünette von zwanzig Jahren, die in Seylers Lädchen als Gehilfin tätig war, an einer tiefen Sehnsucht nach Licht und Leben krankte und einen beharrlichen aber aussichtslosen Kampf gegen den Staub, die Not und den Idealismus ihres Onkels führte.

Da steht schon wieder einer am Schaufenster, sagte Herr Seyler, indem er die Brille auf die Stirn schob, den Zeigefinger seiner Linken als Buchzeichen in die Elzevirische Ausgabe der Orationes des Daniel Heinsius klemmte und aus dem Blickkreise seiner auch bei Tage brennenden Pultlampe an das mit Kupferstichen verhängte Fenster trat. Daß einen die Menschen nie in Ruhe lassen! Der sieht ganz so aus, als ob er hereinkommen wollte.

Sei doch froh, Onkel! erwiderte Käthchen, die auf der andern Seite des Pultes stand, in einer nicht mehr ganz neuen Nummer des Buchhändler-Börsenblattes die Rubrik „Gesuchte Bücher“ studierte und nach einem stark abgegriffnen Zettelkatalog die Offerten ausschrieb. Es wäre ein Glück, wenn wir heute ein Geschäft machten. In der Kasse sind nur noch fünfundsiebzig Pfennig, und den Bäcker müssen wir am Sonnabend doch auch einmal wieder bezahlen.

Polykarp Seyler seufzte und musterte mit argwöhnischen Blicken durch die Lücke zwischen zwei Hogarth'schen Blättern den Mann, der draußen vor der Scheibe stand und den dahinter ausgelegten Büchern eine so bedrohliche Aufmerksamkeit zuwandte.

Gib acht, er kommt herein, sagte er, er hat schon nachgesehen, ob er auch genug Geld im Portemonnaie hat. Siehst du!

In diesem Augenblick ertönte die dünnstimmige Klingel der Ladentür, und der Gefürchtete trat ein. Es war eine Erscheinung, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie in derselben Welt lebte wie Herr Polykarp Seyler, und daß ihr, abgesehen von den Büchern, alle Dinge dieser Erde genau so gleichgiltig waren wie diesem. Sogar im Außern hatte der Mann eine gewisse Ähnlichkeit mit unserm Freunde: er mochte wie dieser in der Mitte der Vierziger stehn, hatte dieselbe Statur, dieselbe schlechte Haltung, denselben wenig gepflegten, leicht ergrauten Vollbart.

Womit kann ich dienen? fragte der Antiquar, da der Besucher beharrlich schwieg und seine Blicke begehrllich über die vollgepropten Bücherregale schweifen ließ, als ob er die Absicht hätte, das ganze Gewölbe auszukaufen.

Sie haben da im Schaufenster Kreuzlers Geschichte der Universität Leipzig. Kostet?

Das Buch ist teuer, lieber Herr, ich habe nämlich beim Einkauf zuviel dafür bezahlt. Unter sechs Mark kann ichs nicht hergeben. Anderswo bekommen Sie es billiger.

Zeigen Sie mal her!

Es ist auch nicht ganz komplett. Die eine der beiden Porträttafeln fehlt. Mit einem defekten Exemplar wird Ihnen wohl nicht gedient sein.

Wollen Sie mir das Buch denn nicht wenigstens einmal aus dem Fenster holen? fragte der Fremde, ohne sich betren zu lassen.

„O ja, das kann ich, wenn Sie durchaus sehen wollen. Er griff zwischen den Kupferstichen hindurch in die Auslage und brachte das Verlangte zum Vorschein.“

„Ein hübscher Halbfranzband, sagte der Kunde, den gepressten Rücken des Buches liebevoll betrachtend.“

„Na, es geht an. Ein Meisterstück der Buchbinderkunst ist's gerade nicht. Außerdem sind die Ecken abgestoßen.“

„Sechs Mark? fragte der Fremde wieder.“

„Billiger würde ich's nicht verkaufen können, antwortete Seyler, vorausgesetzt, daß ich's verkaufen wollte. Aber ich möchte das Buch lieber behalten, wenigstens noch ein paar Wochen. Ich habe es selber noch nicht gelesen.“

„Verkaufen Sie nur, was Sie gelesen haben?“

„Das ist allerdings mein Grundsatz. Wenigstens bei Büchern, deren Lektüre sich lohnt.“

„Guter Mann, da müssen Sie aber Zeit haben!“

„Habe ich auch. Vielleicht fragen Sie in vierzehn Tagen wieder einmal nach.“

„Bedaure. Ich bin von auswärts. Wenn ich das Buch nicht mitnehmen kann, nützt es mir nichts. Machen Sie also keine Umstände. Hier ist Geld.“

Er legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch.

„Kleiner haben Sie's wohl nicht? fragte der Antiquar ein wenig unsicher.“

„Nein. Sie werden schon wechseln müssen.“

„Das kann ich eben nicht, rief unser Freund triumphierend. Ich habe nur fünfundsiebzig Pfennig in der Ladentasse.“

„Soll ich zu Bergmanns hinüberpringen, Onkel? Iteß sich jetzt Rätchen vernehmen, die haben immer kleines Geld.“

„So lange wird der Herr nicht warten wollen. Wissen Sie was? wandte er sich an den Fremden, Sie lassen mir Ihre Adresse hier, und ich sende Ihnen den Kreuzler zu, sobald ich ihn entbehren kann. Das Buch kommt selten vor, und wer weiß, ob ich so bald wieder ein Exemplar erhalte. Und Sie werden verstehn, daß es mich als Leipziger schließlich mehr interessiert als Sie, der Sie ja von auswärts sind.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, bemerkte der Fremde, wenn ich Ihre geschäftlichen Usancen ein wenig sonderbar finde. Weshalb legen Sie denn eigentlich Bücher, die Sie durchaus nicht verkaufen wollen, in Ihr Schaufenster?“

„Ja, bester Herr, da mögen Sie wohl fragen! Aber ich kann die Auslage doch nicht leer lassen. Außerdem kommen die meisten Menschen, die sich vor mein Schaufenster stellen, gar nicht auf den Gedanken, etwas zu kaufen. Wenn ich geahnt hätte, daß Sie die Auslegerei so blutig ernst nehmen, würde ich das Buch vorher herausgenommen haben. Sie werden doch zugeben, daß ich mit meinen Büchern machen kann, was ich will. Von nun an werde ich für den Kreuzler zehn Mark verlangen, und dann werden wir einmal sehen, ob sich noch ein Liebhaber dafür findet!“

„Fordern Sie lieber gleich hundert Mark, guter Mann, sagte der enttäuschte Herr von auswärts mit bitterem Hohn, dann gehn Sie ganz sicher, daß Sie zeit-lebens darauf sitzen bleiben.“

„Ach nein, bester Herr, erwiderte Seyler mit heitrer Gelassenheit. Dann kauft es ein Engländer oder ein Amerikaner. Ich habe in dieser Hinsicht schon schlimme Erfahrungen gemacht.“

„Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Entschuldigen Sie nur, daß ich mir überhaupt die Freiheit genommen habe, in Ihr Lustkulum einzudringen!“

Bitte sehr! Es war mir ganz interessant, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie wieder einmal etwas brauchen —

Der Fremde hatte den Laden jedoch schon verlassen und warf jetzt die Tür ins Schloß, daß das Gebimmel der Klingel Seylers letzte Worte übertönte.

Den wären wir glücklich los geworden! wandte sich der Onkel an die Nichte. Lächerlich! Als ob ich verpflichtet wäre, ihm ein Buch zu verkaufen, das ich für mich selbst gebrauche! Na, der kommt sicherlich nicht wieder.

Wir hätten die sechs Mark gerade jetzt sehr nötig gehabt, sagte Käthchen mit leisem Vorwurf, in drei Wochen ist die Miete fällig, und wir haben erst zweihundertfünfzig Mark beisammen.

In drei Wochen erst? Dann mach dir keine Sorgen, Mädel. Bis dahin kann ich ein reicher Mann geworden sein, entgegnete der Onkel mit unerschütterlichem Optimismus. Bedenke nur, wie viel Geld in den Lagerbeständen steckt! Du Cange, Glossarium ist allein zweihundert Mark wert. Dann Sybels Historische Zeitschrift in schönen Halbfranzbänden. Dafür bekomme ich jeden Tag hundertundachtzig Mark. Endlich die große Pariser Ausgabe des Chrysostomus von 1718 bis 1738. Was glaubst du, daß die jetzt wert ist? Lorenz hatte sie in seinem letzten Katalog mit hundertundfünfundsiebzig Mark, und dabei war sein Exemplar noch wasserflechtig. Siehst du, das sind nur ein paar Sachen, die mir gerade einfallen. Ich verstehe gar nicht, weshalb du immer tust, als ob wir am Hungertuche nagen müßten.

Käthchen mochte die Nutzlosigkeit einer Entgegnung einsehen und beugte sich seufzend über ihre Offertenzettel. Seyler aber verschloß das Buch, um das er vorhin einen so erbitterten Kampf ausgefochten hatte, in die Schieblade eines zierlichen, mit Bronzebeschlägen geschmückten Damenschreibtisches im strengsten Empirestil, der, wie alle Möbel dieser Art, aus dem Besitze der Königin Luise von Preußen stammen sollte und in einer Periode, wo sich Seyler mit Feuereifer auf den Antiquitätenhandel geworfen hatte, von ihm zu einem viel zu hohen Preise erworben worden war. Jetzt stand das steifbeinige Ding in einem Winkel des engen Gewölbes und hartete unter der Last verstaubter Bücherstöße auf einen Käufer, der wohlhabend und gutgläubig genug war, die fromme Legende, die sich um den Schreibtisch spann, mit einigen blauen Scheinen zu honorieren.

Herr Polykarp Seyler war kaum zu seinem Pult und zu der Lektüre des Daniel Heinsius zurückgekehrt, als er wiederum durch einen Eindringling gestört wurde. Diesesmal war es ein junger Mann, den man eher für einen Landwirt als für einen Jünger der Wissenschaft gehalten hätte. Käthchen, die ihn bei seinem Eintritt mit einem flüchtigen Blicke gestreift und sich dann wieder ihrer Schreiberei zugewandt hatte, sah verwundert auf, als er nach Gruppen Untersuchungen über die römische Elegie fragte. Zufällig war das Buch vorrätig und wurde auch von Seyler nach langem Suchen glücklich gefunden.

Es wundert mich, daß Sie sich für den alten Gruppe interessieren, bemerkte der Antiquar, während er den Band an seinem Armel abwischte, das Buch ist durch die neuern Forschungen überholt worden. Damit will ich freilich nicht behaupten, daß man den Autor nun zum alten Eisen werfen müßte. Männer wie Schwabe und Ribbeck schätzten ihn hoch, und ich selbst darf behaupten, daß er mir recht eigentlich das Verständnis für die Poesie der Elegiker erschlossen hat. Wie fein ist zum Beispiel seine Kritik des Properz-Textes!

Und nun hielt er dem jungen Manne einen so eingehenden Vortrag über Properz und den dreisilbigen Pentameterausgang als das charakteristische Merkmal für die Jugendwerke des Dichters, daß der Besucher erstaunt fragte, ob Herr

Seyler etwa Philologe von Fach sei. So gerieten die beiden so grundverschiednen Männer in die lebhafteste Unterhaltung, und der Antiquar — aber auch Rätchen, die plötzlich mit ihrer Arbeit fertig zu sein schien und dem Gespräche mit mehr als rein philologischem Anteil zuhörte — erfuhr, daß Doktor Waegold der Sohn eines Rittergutsbesizers aus der Umgegend sei, aus purer Begeisterung für das klassische Altertum philologische Studien getrieben habe und sich im kommenden Herbst als Privatdozent an der Universität Halle zu habilitieren gedenke.

Sehen Sie, Herr Doktor, Ihnen will ich den Gruppe verkaufen, erklärte der Antiquar dem Kunden. Es ist eins meiner Lieblingsbücher, und von denen pflege ich mich sonst nicht zu trennen. Aber weil Sie mir gefallen, und weil ich die Überzeugung gewonnen habe, daß es bei Ihnen in gute Hände kommt, sollen Sie das Buch haben. Und zwar zum Einkaufspreis von zwei Mark und zwanzig Pfennig. Was meinst du dazu, Rätchen, wandte er sich an seine Nichte, die erötend in dem Bettelkataloge zu wühlen begann, sollen wir dem Herrn den Gruppe anvertrauen?

Natürlich, Onkel! erwiderte das Mädchen, schnell gefaßt, vorausgesetzt, daß sich der Herr Doktor verpflichtet, ihn gut zu behandeln.

Alle drei lachten, und der Fremde, der für Seyler und dessen Nichte jetzt eigentlich gar kein Fremder mehr war, zog die Börse heraus und schickte sich an, den erworbenen Schatz zu bezahlen.

Sie wollen den Band gleich mitnehmen? fragte Seyler ein wenig enttäuscht.

Weshalb nicht? Ich habe schon schwerere Pakete getragen, erwiderte der Philologe.

Daran zweifle ich nicht. Aber sehen Sie: der Abschied von dem Buche kommt mir etwas gar zu unerwartet. Ich hätte gern noch ein paar Einzelheiten über Tibull nachgesehen.

Bitte, Herr Seyler, ich habe Zeit, sagte der Doktor zuvorkommend, wenn ich mich ein wenig in Ihrem Laden umsehen darf, warte ich gern, bis Sie Ihre Lektüre beendet haben. Er reichte dem Antiquar den Band hin und trat an eins der Regale, wo er die Rückenschildchen der Bücher eifrig zu studieren begann. Da er aber zufällig an die anorganische Chemie geraten war, ein Fach, wo ihn Namen und Titel wie böhmische Dörfer anmuteten, machte er eine Schwankung und wanderte, immer die Regale mustern, langsam in einem großen Bogen um das Doppelpult herum, bis er an der Seite stand, die der Schauplatz von Rätchens Tätigkeit war. Hier blieb er stehn und betrachtete über ein aufgeschlagenes Buch hinweg ihr feingeschnittnes Profil, dessen obere Partie jetzt, wo sie sich eifriger denn je über ihre Schreiberei beugte, von der Fülle des offenbar sehr widerspenstigen und eigenwilligen dunkeln Kraushaars beschattet wurde.

Müssen Sie den ganzen Tag hier Licht brennen, Fräulein Rätchen? fragte er, nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Dunkel in den Banden Tibullischer Verskunst lag.

So ziemlich den ganzen Tag, antwortete sie, indem sie ihre großen braunen Augen zu ihm aufschlug, mit Ausnahme einiger Mittagsstunden im Sommer.

Wie halten Sie das nur aus? fragte er mit ehrlicher Verwunderung. Ich ginge dabei zugrunde. Mir ist es schrecklich, bei Licht arbeiten zu müssen. Ich fühle mich nur in frischer Luft und Sonnenschein wohl.

Und doch sind Sie Philologe geworden? Müssen Sie da nicht bis spät in die Nacht bei der Lampe sitzen?

O nein, sagte er. Ich bin von Jugend auf daran gewöhnt, früh aufzustehn und habe, Gott sei Dank! auch die Kunst gelernt, ökonomisch mit der Zeit

unzugehn. Wenn ich früh um sechs mit der Arbeit beginne, bin ich spätestens um fünfe des Nachmittags mit meinem Pensum fertig, und dann bleibt mir der ganze Abend zum Reiten, Fechten und Schwimmen oder zu Ausflügen ins Freie.

Da sind Sie zu beneiden, Herr Doktor. Mein Onkel geht ja auch zuweilen aufs Land, wenn er auf der Jagd nach Büchern ist und bei Gutsbesitzern und Landpfarrern auf den Böden herumstöbert, aber ich bin seit Jahren nicht aus Reichenbachs Hof herausgekommen. Das heißt — ich will nicht ungerecht sein! — voriges Jahr bin ich einmal um die Osterzeit bei Lützschena in den Schlüsselblumen gewesen. Ach, das war herrlich! Da hatte ich im Handumdrehn einen Strauß, so groß, daß ich kaum wußte, wie ich ihn heimtragen sollte. Die Erinnerung an das kleine Erlebnis versetzte das junge Mädchen in eine Erregung, daß die dunkeln Augen zu blitzen begannen.

Aber Sonntags? fragte er. Kommen Sie denn nicht wenigstens Sonntags aus diesem dumpfen Mauerloch?

Dann habe ich andre Pflichten. Wenn man sich Wochentags so wenig der Wirtshaft widmen kann wie ich, hat man Sonntags alle Hände voll zu tun. Da gibt es zu nähen und zu flicken, die Wäsche will ausgebessert werden, und kochen muß ich doch auch, wenn mein Onkel auch keine großen Ansprüche macht.

Er betrachtete sie mit Teilnahme.

Sie haben kein leichtes Loß, sagte er dann, aber vielleicht kommt es mir nur so schwer vor, weil mir Luft, Licht und Freiheit über alles gehn.

Mir wohl nicht weniger, erwiderte sie leiser, oder glauben Sie, die Sehnsucht nach Freiheit würde schwächer, wenn sie ungestillt bleibt?

Gibt Ihnen Ihr Herr Onkel niemals Urlaub? fragte er ebenso leise und nicht ohne sich vorher davon überzeugt zu haben, daß Sepler noch immer so völlig in seine Lektüre vertieft war, daß er von den Lebensregungen der Außenwelt nicht das geringste wahrnahm.

Rüthchen schüttelte lächelnd den Kopf. Was sollte er ohne mich anfangen! sagte sie. Er muß jemand haben, der ihn versorgt und behütet, denn er ist hilfloser als ein Kind. Ohne mich würde er unter seinen Büchern verhungern, weil er von selbst niemals auf den Gedanken käme, Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Es tut mir aufrichtig leid, daß ich ihn eines seiner Lieblingsbücher beraube, flüsterte der Doktor. Er scheint wirklich mit ganzer Seele daran zu hängen.

Machen Sie sich deshalb keine Gewissensbisse, erwiderte sie nun auch im Flüsterton, wir haben eine ganze Anzahl Bücher auf Lager, von denen er sich ebenso ungern trennen würde.

Zum Beispiel? fragte er, indem er zuerst die Nichte und dann den nichtsahnenden Onkel schalkhaft anschaute und seinen blonden Schnurrbart heftig bearbeitete.

Sie hatte seine Absicht erkannt und wurde rot bis zu den Schläfen.

Ach — wenn ich Ihnen Onkels Lieblinge alle nennen wollte, dann hätte ich viel zu tun! sagte sie ausweichend.

Ich verlange ja auch gar nicht, daß Sie mir alle nennen. Aber ein paar Titel können Sie mir getrost verraten. Man lernt ja die Menschen am besten aus ihrer Lektüre kennen, und da ich nun in Zukunft öfter mit Ihrem Onkel Geschäfte zu machen gedenke, muß es mir natürlich wertvoll sein, mich über ihn und seine literarischen Passionen zu informieren. Also bitte: nur ein halbes Dugend Titel!

Nun, wenn Sie nicht mehr verlangen! sagte sie, indem sie sich den Anschein gab, als sei sie durch seine Argumente von der Harmlosigkeit seiner Absichten überzeugt worden, ein halbes Duzend sollen Sie haben. Also, Lieblingsbuch Nummer eins: Bernhardt, Grundriß der römischen Literaturgeschichte. Nummer zwei: Heeren, Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Drittens: Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Viertens: Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Fünftens —

Herr Polykarp Seyler war mit dem Kapitel über Tibull zu Ende und somit auch geistig wieder in seinem Laden anwesend.

So, jetzt wäre der Gruppe reif zum Verkauf, sagte er. Es war gut, daß ich noch einmal hineinsah, denn von den Ausführungen über das Buch Sulpicia war mir schon manches entfallen.

Wenn Sie es etwa noch länger zu behalten wünschen, Herr Seyler, bemerkte Doktor Waegold, so kann ich ja morgen oder übermorgen noch einmal vorschlagen —

Danke vielmals, Herr Doktor. Was ich wissen wollte, weiß ich jetzt. Und da ich ja doch entschlossen bin, Ihnen das Buch zu verkaufen, so ist es schon besser, ich trenne mich gleich davon. Zur Not suche ich mir ein neues Exemplar. Er wickelte den Band in einen Bogen Makulatur und handigte dem Doktor das Paketchen ein. Dieser verabschiedete sich von Onkel und Nichte mit einem kräftigen Händedruck und nahm sich vor, Seylers Aufforderung: Beehren Sie mich bald wieder! nicht als eine leere Redensart zu betrachten, sondern so bald und so oft wie möglich zu beherzigen.

Als seine Schritte draußen auf den Steinfliesen des stillen Hofes verhallten, seufzte der Antiquar auf.

Ach, daß die Leute immer gerade die Bücher verlangen, die einem ans Herz gewachsen sind! sagte er. Den Schund habe ich zentnerweise daliegen, aber nach dem fragt niemand. Was einem am liebsten ist, das muß man aus den Händen geben.

Lieber Onkel, erwiderte Nätchen, wenn dir die Bücher so lieb und teuer sind, dann solltest du ihnen auch gönnen, daß sie endlich aus Staub und Finsternis an die Luft und den Sonnenschein hinauskommen. Es ist traurig genug, daß wir beide an dieses dumpfe Loch gebunden sind. Ein billigeres Lokal würden wir in der innern Stadt allerdings schwerlich finden.

Was heißt das, Mädel? Das sieht ja beinahe aus, als ob du dich hier nicht wohl fühltest?

So recht wohl nicht, Onkel. Aber es wird schon wieder vorübergehn. Weißt du, zuweilen, wenn dort oben zwischen den hohen Dächern einmal ein Stückchen blauen Himmels erscheint, oder wenn der Frühlingswind so frisch und ungestüm durch den Hof pfeift, dann ist mirs, als müßt ich hier in unserm engen, dunkeln Gewölbe ersticken. Da ist's denn ein Trost, wenn sich wieder graue Wolken über das blaue Fleckchen schieben, und wenn der Wind weiter zieht, weil er einsieht, daß er hier weder Knospenhüllen noch Blütenblätter, sondern nur Strohhalme und Papierschnitzel als Spielzeug findet.

Wie sonderbar du heute nur redest, Kind! sagte Seyler, indem er die Brille emporshob und die Nichte mit erstaunten Augen anschaute. Hast du denn nicht alles, was der Mensch zu seiner Existenz braucht: Nahrung, Kleidung und Bücher? Und dann solltest du doch wissen, was es mit dem Blau des Himmels auf sich hat! Die Luft wirkt einfach als ein trübes Mittel vor dem dunkeln Hintergrunde des

Weltenraums. Das mußte doch schon Lionardo da Vinci. Laß also die Grillen fahren und lies einmal etwas heiteres. Wir haben ja gerade die schöne St. Galler Übersetzung vom Lob der Narrheit des Erasmus da. Die wird dich schon auf andre Gedanken bringen. Und zuvorkommend, wie er immer war, wenn es galt, die Nichte mit irgendeinem Ziwel der Literatur bekannt zu machen, stieg Herr Polykarp Seyler auf die Leiter und suchte in eigner Person den verstaubten schwarzen Pappband, über den das arme Rätchen den blauen Himmel vergessen sollte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die Kaiserbegegnung bei Swinemünde. Deutschland und Rußland. Die weltpolitische Lage. Neue Unruhen in Marokko.)

Der Kaiser ist von seiner Nordlandfahrt zurückgekehrt, und diese Heimkehr ist zugleich durch ein bedeutsames Ereignis bezeichnet: die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland.

Monarchenbegegnungen sind heute nicht mehr solche Marksteine auf dem Wege der Politik, wie sie es sogar noch vor etwa einem Menschenalter waren. Auch in dieser Beziehung steht die Welt jetzt im Zeichen des Verkehrs. Der Form und dem Buchstaben nach ist der Umfang der persönlichen Verantwortlichkeit der Herrscher stark beschränkt worden, aber das Verständnis der monarchischen Völker für Wert und Bedeutung des Herrscherberufs ist gewachsen, und mit ihm das Bedürfnis der Monarchen selbst, sich auf dem Gebiete lebhafter zu betätigen, das doch trotz aller konstitutionellen Schranken auch heute noch einzelnen, auf hoher Warte stehenden, von dem Bewußtsein der höchsten Verantwortung getragenen und dadurch besonders starken Persönlichkeiten vorbehalten geblieben ist. Dieses Gebiet ist das der auswärtigen Politik. So sind, dem Geist der Zeit und den gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten entsprechend, die Monarchenbegegnungen häufig geworden. Mit dieser Häufigkeit haben sie aber auch allmählich in vielen Fällen den Charakter von nachgerade üblichen Höflichkeitbeweisen gewonnen, die in politischer Beziehung zu nichts verpflichten. Doch darf man nicht vergessen, daß man auch umgekehrt nicht selten eine Höflichkeitspflicht offiziell vorschreibt, um den politischen Charakter eines Besuchs zu verschleiern.

Die Kaiserbegegnung am 3. August auf der Seebe von Swinemünde gehört nicht zu denen, deren politische Bedeutung man zu verschleiern versucht hat. Das wäre auch bei den Umständen, unter denen sie stattfand, einfach lächerlich gewesen. Formell handelt es sich ja um die Erwiderung des letzten Besuchs, den unser Kaiser dem Zaren in den finnischen Schären abgestattet hat. Aber an diese Erwiderung war unter den schweren Sorgen, die an den russischen Herrscher herangetreten sind, lange Zeit nicht zu denken gewesen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn diese Reise des Zaren, die eigentlich seine erste Auslandsreise seit dem Beginn der für seine Regierung so trüben und unruhvollen Zeiten ist, mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet wird.

Gewiß ist das nicht unberechtigt. Nur ist man vielleicht an den meisten Stellen geneigt, in den Deutungsversuchen dieser Reise und den Erwartungen, die man daran knüpft, zu weit zu gehn. Man wird gut tun, die Phantasie nicht zu hoch fliegen zu lassen, sondern sich zuerst einmal das Nächstliegende anzusehen. Es